

den Blüten jüngstdeutscher Dichtung gar nicht zu reden — kennen wir diesen Stil zur Genüge und wir zucken die Achseln und lachen. Wenn er sich aber in einem gelehrten, sonst ernst zu nehmenden Buche breit macht, so ist das einfach unerträglich. Dieses Deutsch kann dem Verfasser viel weniger verziehen werden als kleine terminologische Schnitzer, wie die »zweifache Personifizierung« Seite 143, oder selbst als geschmacklose an Düring erinnernde Witzeleien, wie der »Straußentöter« Seite 190. Jeder, dem höhere intellektuelle Kultur am Herzen liegt, muß sich gegen die Narrensprünge, den Cake-walk-Tanz einer solchen Prosa auflehnen, und drum schien es mir geradezu Pflicht, die Gelegenheit zu ergreifen, hierüber einmal die Wahrheit zu sagen und in dieser allen ästhetischen Interessen dienenden Zeitschrift an einem Beispiele zu zeigen, was aus der Sprache Herders und Schillers, Alexander v. Humboldts und Fallmerayers in unseren Tagen geworden ist.

Graz.

Hugo Spitzer.

Wilhelm Stekel, *Dichtung und Neurose. Bausteine zur Psychologie des Künstlers und des Kunstwerkes.* VI und 73 S. Wiesbaden 1909, J. F. Bergmann. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, herausgeg. von L. Löwenfeld, LXV.) 2 Mark.

Dies ist ein Buch, das ich lang gesucht habe, eh' ich von ihm wußte; nun hat es mir das Schicksal in die Hände gegeben. Der Größenwahn der neuropathologischen Selbstsicherheit mußte früher oder später solch eine Schrift erzeugen. Hier haben wir den wildgewordenen Freudianismus in Reinkultur und erkennen in ihm die schönsten methodologischen Rückschritte.

»Wer schreibt einmal die Pathographie des Pathographen?« hab' ich früher schon gefragt. Wer sie schreibt, darf an den Schülern des in seinen eigenen Forschungen gewiß höchst beachtenswerten Wiener Psychologen nicht vorübergehen. Stekel wehrt sich allerdings (S. 3 f.) kräftig und auch glücklich gegen die Nachbarn Lombroso und Nordau, für die alles Übernormale »Psychose« ist; wenn aber für ihn alles »Neurose« ist, ändert das in der Methode oder vielmehr in der Methodelosigkeit gar nichts. Wie immer werden nur die Beispiele angeführt, die für die Hypothese sprechen; oder es wird ein Terminus wie »das lebhaftes Triebleben« (S. 15 f.) so allgemein genommen, daß eigentlich nur ein stumpfsinnig geborener Erzphilister der Diagnose auf dichterische Anlage entgegen kann. Die — meist allbekanntesten — Zeugnisse über Rousseau, Hebbel, Strindberg, G. Keller, Goethe werden ohne jede feinere Interpretation grob nebeneinander gelegt; und wenn etwa Platen melancholisch über verlorene Tage klagt, so ist das (S. 40) ein »fürchterlicher Aufschrei« der Zerknirschung.

Aber die eigentliche Wildheit der Beweisjagd beginnt erst mit Freuds Spezialität: der Traumdeutung. Natürlich gibt es auch für den unbedingten Schüler nur »Verdrängungen« und natürlich sind alle Gefühle erotisch. »Fechten und Kämpfen heißt in der Sprache des Traumes einen Geschlechtsakt vollziehen« (S. 65). Als ob nicht auch die Neigung zum wirklichen Kampf verdrängt werden könnte! Aber wir haben hier vollständig jene unverständige Art der Mythendeutung, die in der Mythologie glücklich überwunden war — bis sie mit Siecke und dem neuen Mondmonotheismus wiedergekehrt ist. Mit einem Generalschlüssel wird alles, ohne jede individualisierende Rücksicht auf die Einzelstelle, aufgemacht. So kommt die wirklich vielfach komische Interpretation von Grillparzers »Traum ein Leben« (S. 42 f.) zustande. Die fixe Idee, daß der Dichter überall seinem Haß gegen den Vater und seiner Inzestliebe zur Mutter Ausdruck geben müsse (vgl. S. 31, bes. 22, 27),